



resos.ch resos.ch

Religiös-Sozialistische Vereinigung
der Deutschschweiz

Bulletin Frühling 2020 April, Mai, Juni

Editorial

Die Coronapandemie überrollt jetzt fast alles: Unsere Gewohnheiten, unsere Sicherheiten, unsere Freiheiten, unsere Pläne und unser Gesundheitswesen. Dabei wirkt sie wie eine gewaltige Tsunamiwelle, die keine Rücksicht auf nichts und niemanden nimmt.

Alle Bereiche, zuvorderst das Gesundheits-, dann aber auch das Bildungswesen, die Sicherheitskräfte, die Medien, die Entwicklungszusammenarbeit, die internationalen Organisationen werden durcheinandergeworfen.

Und für alle, die das, was sich abspielt, interpretieren möchten, bringt die Welle ein kleines Geschenk mit. Das Klima hat Verschnaufpause, wenn Flieger am Boden, Fabriken geschlossen und Autos in den Garagen bleiben, sagen die Grünen. Die Demos haben ein Ende, wenn sich Aktivistinnen und Aktivisten nicht mehr versammeln dürfen, sagen die Provozierten. Die Grenzen sind dicht, auch ohne Kündigungsinitiative und ohne Einspruch aus Brüssel, sagen die Nationalistinnen und Nationalisten. 5G wird kommen müssen, sagen die Netzanbieterinnen

Die Solidarität im Land nimmt zu, sagen die Hoffnungsvollen, und Glaube ist wieder gefragt, meinen die Religiösen. Unsere Chance ist gekommen, sagen die Kriegstreiber, und die Fake-Presse hat Hochkonjunktur.

Solches hat es immer wieder gegeben, verkünden Ignorantinnen und Ignoranten, und das ist doch alles schon in der Bibel vorhergesagt, frohlocken die Biblistischen.

Tatsächlich. Ähnliches ist in der Bibel beschrieben. Eine gewaltige Unordnung, die Systeme und Menschen zermalmt. Nur, wo ist der Platz des Menschen in all dem?

Dem Propheten Jona blieb es versagt, aus sicherer Distanz den angekündigten Untergang der Stadt Ninive zu beobachten. Gott hatte Erbarmen mit der Stadt, die im letzten Moment den Weg der Busse eingeschlagen hatte.

Und dort wo es kein Zurück mehr gab? In den Apokalypsen der Bibel gibt es keine sicheren Tribünen für ein selbstgerechtes Publikum und keinen Schutzraum für Kommentatorinnen und Kommentatoren. Alle sind mitten drin. Am Mitmenschen hat sich Glaube zu bewähren, was immer noch geschehen wird.

Johannes Bardill

Impressum:

Redaktion «Bulletin»:

Beiträge einsenden bis 15. März, 15. Juni,
15. September, 10. Dezember

Johannes Bardill
Dorfstrasse 58
8816 Hirzel

043 244 05 26

jobardill@bluewin.ch

Versand und Adressänderungen:

Beilagen für Versand abgeben bis: 20. März,
20. Juni, 20. September, 15. Dezember

Hanna Götte
Hard 3

8408 Winterthur

052 222 82 46

hanna.goette@bluewin.ch

Aus unserer Vereinigung

Rojava - Bedrohung eines bahnbrechenden Modells

Am 18. Januar 2020 fand im Gartenhof nachmittags ein Tischgespräch mit Arzu Güngör, Projektverantwortliche für Kurdistan von medico international schweiz, CSS Zürich, statt.

Die Kurdin orientierte zunächst über den völkerrechtswidrigen Überfall türkischer Streitkräfte und der dschihadistischen Söldnertruppen in Nordsyrien im vergangenen Oktober. In Rojava mussten sich Kurdinnen und Kurden daraufhin mindestens 30 Kilometer von der Grenze zu Syrien Richtung Süden zurückziehen, was Tote und Verletzte zur Folge hatte.

Heyva Sor a Kurdistanê, der Kurdische Rote Halbmond, leistete mit vielen Freiwilligen bei Verletzten Erste Hilfe und medizinische Versorgung.

Der Zwang zum Rückzug von Kurdinnen und Kurden durch das türkische Militär beeinträchtigt die Fortführung des basisdemokratischen Aufbaus in der Bevölkerung. Zentral ist dabei die markante Verbesserung der Stellung der Frauen. So werden kommunale Einheiten und andere wichtige Gremien immer je von einem Mann und einer Frau geleitet. Verschiedene Bevölkerungsgruppen und Religionen leben gleichberechtigt nebeneinander und zum Teil miteinander.

Angeichts des brutalen Vorgehens und der Pläne von Recep Tayyip Erdogan in Nordsyrien ist das weltweit wohl erstmalige Experiment echt basisdemokratischer und pluralistischer Ausrichtung in seiner Fortführung und Weiterentwicklung ernsthaft in Gefahr. Doch Kurdinnen und Kurden geben nicht auf, arbeiten entschlossen weiter, dies trotz türkischer Besatzung in Nordsyrien: Autonomie, Demokratie, Emanzipation für Rojava.



Der Verlauf der Veranstaltung und vor allem die angeregte Diskussion offenbarten das grosse Wissen und die Kompetenz von Arzu Güngör in ihren Antworten.

Die Anzahl der Teilnehmenden an diesem Nachmittag war denn auch erfreulich; 19 Frauen und Männer waren anwesend. Zwei positive Echos haben wir nachträglich schriftlich erhalten.

Inhalt:

Editorial	1	Im Gedenken an Leni Altweg	9-11
Rojava	2	Ein Garten	
Klimaspaziergang	3-4	Eden inmitten der Hölle	11-12
Zu Trumps "Friedensplan"	4	Hinweise	12
Leserbrief	4		
Willi Kobe	5-8		

Voranzeige: Russland und China

Was ist von den ehemals kommunistischen Grossmächten zu halten? Wir sind gewohnt, sie mit anderen Ellen zu messen als die kapitalistischen. In zwei Tischgesprächen im Gartenhof wollen wir uns ein Bild davon machen.

«Russland – es gibt Hoffnung, trotz allem»

Tischgespräch mit Roman Berger, ehemaliger Korrespondent des Tages-Anzeigers in Washington (1976–82) und Moskau (1991–2001)

Samstag, 26. September 2020

«China: Im Reich der Widersprüche»

Tischgespräch mit Kurt Seifert, freier Publizist und Redaktor der Neue Wege

Samstag, 17. Oktober 2020

Klimaspaziergang durchs Prättigau: ein Erlebnisbericht

Zu Fuss ans WEF nach Davos, das war das Motto des langen Protestzugs, der sich am Sonntag, dem 19. Januar bei frostigem Wetter mit leichtem Schneefall von Landquart Richtung Prättigau auf den Weg machte.

Rund tausend Personen, je nach Schätzung mehr oder weniger, waren es, die sich auf dem Bahnhofplatz in Landquart auf die lange Kundgebung einstimmten. Die Stimmung war fröhlich, friedlich und entschlossen. "System change, not climate change", war zu hören und zu lesen, und kaum jemand hätte sich gedacht, dass die Forderung bereits zwei Monate später unausweichliche Realität sein würde.

Nach aufrüttelnden oder aufmunternden Worten diverser Rednerinnen und Redner, nahm der Zug den Weg unter die Füsse. Mit von der Partie schwarz verummte Anarchisten, einheimische Familien, ein Schweizerfahnen-Träger und ein als Mönch verkleideter EDU-Abtreibungsgegner. Gleich an der ersten Ecke eine Beiz, vor der die Stammtischbelegschaft mit einem Transparent mit der Aufschrift "Fleisch ist mein Gemüse" zu provozieren versuchte. Ausser einem mitleidigen Lächeln ernteten sie aber kaum eine Reaktion.

Singend und skandierend bewegte sich der lange Zug durch die Hauptstrasse des seltsamen Ortes Landquart Richtung Klus. In der Ganda kurz vor dem Eingang ins schluchtartige Felsentor wurden die Teilnehmenden in Gruppen eingeteilt, die sich dann am Abend für die Schlafgelegenheiten zusammentun konnten.

Der Weitermarsch entlang der Hauptstrasse verlief planmässig. Einheimische grüssten und die vielen Passagiere in den Autos taten mit Hupen und Hand-

zeichen ihre Zustimmung oder Ablehnung der Aktion kund.

Die Ankunft in Schiers war fast schon romantisch. Nachdem der Demoleitung aus dem Dorf anfänglich eher ablehnende Skepsis entgegenwehte, war es doch noch gelungen, die vielen Gäste freundlich aufzunehmen. In der mitgeführten Küche dampfte bereits ein feines Nachtessen, auf dem Platz hatte



die Feuerwehr Finnenkerzen entzündet und das Bildungszentrum Palottis und die nahe Turnhalle nahm einen grossen Teil der müden Wandersleute auf.

Die Diskussionsplattform zu den Herausforderungen der lokalen Landwirtschaft war dann fast eher eine Regionalversammlung als eine globale Debatte. Das tat der Stimmung aber kaum Abbruch, im Gegenteil. Aktivistinnen, Aktivisten und scholleverhaftete Bauersleute kamen sich auf sympathische Art näher.

Die zweite Etappe am Montag von Schiers nach Klosters war werktagsbedingt weniger gut besucht. Immerhin 400 - 600 Personen dürften dabei gewesen sein. Strahlendes Postkartenwetter begleitete den Zug. Auch diesmal wieder: Fröhliche Wanderstimmung, laute und heisere Parolen und angeregter Gedankenaustausch unter den Teilnehmenden.

Ich musste die Kundgebung arbeitshalber in Küblis beim Mittagshalt verlassen. dem Vernehmen nach verlief sie weiterhin friedlich, wurde aber am Dienstag in Davos Laret wegen Routenunsicherheiten so

lange aufgehalten, dass die Teilnehmenden erst viel zu spät in Davos ankamen.

Grosse Stricke hat die Winterwanderung nicht zerissen, und Kämpfe mit Ordnungskräften, wie vor 20 Jahren, blieben aus. Dennoch bin ich überzeugt, dass diese Art von Reisen auf Dauer doch etwas bewirkt.

Meinung

Zum „Friedensplan“ der Herren Trump, Kushner und Netanjahu

Der Jahrhundertplan war in etwa zu erwarten, dennoch frage ich mich: Ist das ein schlechter Witz?

Seit 40 Jahren arbeite ich mit anderen Engagierten an Brücklein zwischen jüdischen und palästinensischen Menschen. Dies auf Augenhöhe und in gegenseitigem Respekt. Ohne Einbezug von PalästinenserInnen wird kein Friede möglich sein. Wo bleiben da die Einhaltung der IV. Genfer Konvention zum Schutze der Zivilbevölkerung und andere völkerrechtliche

Und wenn es nur das ist, dass all die beteiligten Menschen während drei Tagen nachhaltig unterwegs waren. Ich bin vermutlich nächstes Jahr wieder dabei. Vielleicht begleitet von weiteren RESOS.

Johannes Bardill
Bild und Text

Bestimmungen sowie der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte aus dem Jahre 1948?

Mit Recht und Gerechtigkeit hat dieser „Win-Win-Plan“ nichts zu tun. Deshalb sind die Proteste von Palästinenser/-innen berechtigt. Wie viele Opfer auf beiden Seiten gab's seit 1948?

50 ehemalige Spitzenpolitiker/-innen protestierten Ende Februar gegen den Trump-Plan, darunter die Alt-Bundesrätinnen Michelle Calmy-Rey und Ruth Dreifuss. Dieser Plan sei der Apartheid ähnlich. Wie lange soll's noch im gleichen Stil weitergehen?

Jochi Weil

Leserbrief

Zu „Trudi Weinhandl erzählt aus ihrem Leben“ im letzten resos-Bulletin

Trudi, ich schätze deine Berichte aus deinem langen Leben. Den Escherbund habe ich - als langjähriges Mitglied und Bundesleiter - anders als du erfahren. Du schreibst: „Als Mitglied im Escherbund merkte ich bald, dass dieser Verein nicht Ragaz begeistert war!“

Der Escherbund, 1935 gegründet, jetzt nicht mehr existent, war ein grösserer Freundeskreis von Menschen, die einen ethisch begründeten, freiheitlichen Sozialismus erstrebten. Seine Zeitschrift, "der neue Bund", widmete 1968 eine ganze Ausgabe Leonhard Ragaz. Im Editorial von Eva Lezzi wurde die Bedeutung von Ragaz für den Escherbund hervorgehoben: Den einen sei die politische Bedeutung in seinen Schriften wichtig gewesen. In einer Zeit, wo Gewalt in einem scheinbar unaufhaltsamen Siegeszug Völker und Staaten eroberte und unterjochte, habe er uns gestärkt, indem er immer wieder auf die überlegene Macht des Geistes verwiesen habe. „Seine Einstellung zur Gewalt und zum Militarismus hat viele von uns beeindruckt

und beeinflusst“. Anderen war Ragaz in der Auseinandersetzung mit Marxismus und Leninismus richtungsweisend, nämlich, dass die Wurzeln des Sozialismus letzten Endes im Glauben an das Reich Gottes zu suchen seien. Wiederum anderen habe Ragaz geholfen, wieder einen Zugang zu einem Christentum zu finden, das nicht die unter Not und Unterdrückung leidenden Menschen auf ein seliges Leben nach dem Tod vertröstet. „Nun zeigte Ragaz, dass das Zentrum der biblischen Botschaft, sowohl bei Christus als auch schon bei den Propheten, die Botschaft vom Reiche Gottes sei, und zwar als ein Reich für diese Welt, die Verhältnisse auf dieser Erde umgestaltend, revolutionierend, erlösend, ein Reich der Gerechtigkeit, des Friedens und der Liebe.“ Wenn diese Haltung im Escherbund nur selten in Worte gefasst zum Ausdruck komme, „so ist sie doch für viele von uns immer wieder Kraftquelle und Magnetnadel, die uns die Richtung weist.“ Ich füge hinzu: Es waren auch Leute dabei, die mit Religion wenig anfangen konnten, einige waren vor allem Gewerkschafter.

Arne Engeli

Menschen und Erinnerungen

Willi Kobe Der optimistische Pessimist

Willi Kobe ist mit 23 Jahren als Pfarrer angetreten, um die Mauer zwischen Christentum und Sozialismus zu durchbrechen. Für diesen Durchbruch hat er bis ans Ende seines Lebens gekämpft. Er starb mit 95 Jahren. Zur Bilanz seines Lebens sagte er: "Wir sollten mindestens 200 Jahre leben, um das Eingebachte verarbeiten zu können, positiv für das Gesamte. Aber diese Fäden reissen ja immer wieder ab."

Willi Kobe, der protestantische Pfarrer, der von seinen Gegnern als „Krypto-Kommunist“ und „roter Heiland“ bezeichnete wurde, hat 30 Jahre lang die Kirchgemeinde Oerlikon geleitet, wo ich aufgewachsen bin. Als wir zu ihm in den Konfirmandenunterricht gingen, erschien er uns mit seinen 61 Jahren steinalt. Er trug stets einen schwarzen Hut und einen schwarzen Gehrock. Auf der Strasse ging seine Frau immer einen Meter hinter ihm. Sie trug zum Gespött der Nachbarn stets einen schwarzen, langen Rock und hatte die Haare im Nacken zu einem winzigen Knoten gebunden.

Bei Gemeindeanlässen sah man sie nie. Sie war voll beschäftigt mit Haus und Herd und den fünf Buben. Von der Kanzel herab verkündigte Kobe in einem militärischen Befehlston das Evangelium. Im Konfirmandenunterricht sprach er über den Pazifismus und die sittliche Verantwortung. Das hat uns zum Widerspruch gereizt. Wenn Ursi und ich kicherten, mussten wir zur Strafe vor die Tür. Die Buben provozierten ihn: „Aber Herr Pfarrer, wenn Feinde kommen und Ihre Frau und Ihre Kinder mit Waffen bedrohen, schlagen Sie dann nicht zurück?“- „Nein, ich vertraue darauf, dass mir Gott in diesem Moment beisteht. Im schlimmsten Fall würde ich die Heugabel nehmen und damit den Feind verjagen, aber töten würde ich ihn nicht.“

Nach seiner Anleitung blätterten wir die Bibel durch. Er befahl, welche Sätze wir mit dem Lineal und einem roten Caran d'Ache-Stift unterstreichen mussten. Die Propheten mussten wir noch nicht lesen, die seien zu schwierig für uns. An der Konfirmation mussten wir alle, etwa 35 Jugendliche, nach vorne zum Abendmahlstisch schreiten. Pfarrer Kobe ermahnte

uns, wir sollten im Leben nicht „Herr, Herr“ sagen, sondern den Willen Gottes tun. Er verlangte von uns weder ein Bekenntnis noch ein Versprechen, sondern ordnete eine Schweigeminute an. Als es feierlich still war, befahl er: „Jetzt sagt in Euren Herzen Ja!“ In mir hat er den Samen gelegt zur Weltanschauung des religiösen Sozialismus, der aber erst viel später, in der zweiten Lebenshälfte, aufblühte.

Meine Wiederentdeckung von Pfarrer Kobe

Ruedi Brassel, Historiker und Autor, hat in dem Buch „Haus Gartenhof in Zürich“ (2019) im Kapitel „Der Gartenhof in den 1950er-Jahren“ den legendären Pfarrer Willi Kobe aus Oerlikon kurz erwähnt. Aufgrund des damals aufkommenden Kalten Krieges kam es zu einer politischen Lähmung der Friedensbewegung und zu einer Spaltung im Lager der Religiös-Sozialen. Die Energien waren an die internen Auseinandersetzungen gebunden. Der Kampf für Frieden und Gerechtigkeit in der Welt war blockiert, was nachzulesen ist in den publizistischen Diskussionen zwischen „Den neuen Wegen“ und dem „Aufbau“.

In dieser Phase war Willi Kobe einer der wenigen, dem es gelungen ist, sich der Spaltung zu entziehen und sich in beiden Teilen der Religiös-Sozialen zu bewegen. Nach dem Tod von Leonhard Ragaz wurde er, auf Vorschlag von Clara Ragaz, vom Vorstand der „Neuen Religiös Sozialen“ zum Präsidenten der „Zentralstelle für Friedensarbeit“ (ZFA) und zum Präsidenten der „Auskunftsstelle für Flüchtling“ gewählt. Schon im November 1949 schrieb er in einem Brief an Frau Pfarrer Naef in Zürich, dass ihm die „Zentralstelle für Friedensarbeit“ am nächsten liege. „Wenn in sie der Spaltpilz getragen wird, kann sie nicht mehr arbeiten. (...) Sollte es zu einer Trennung kommen, werde ich mich keiner Gruppe anschliessen, denn weder die eine noch die andere kann unter den heutigen Umständen die ganze Wahrheit umfassen. (...) Unsere Feinde werden frohlocken, dass wir uns gegenseitig selber auffressen.“

Es gelang ihm denn auch, die „Zentralstelle für Friedensarbeit“, die ihren Sitz nach wie vor an der Gartenhofstrasse 7 hatte, aus dem Konflikt herauszuhalten.

Im Gespräch nach der Vernissage des Gartenhof-Buches erzählte mir Ruedi Brassel, dass er sich schon vor Jahren mit Willi Kobe befasst und gemein-

sam mit Martin Leuenberger eine Biographie über ihn herausgegeben habe. Sie erschien 1994, kurz vor Kobes Tod, in der Edition EXODUS. Da ich damals im Ausland lebte, erfuhr ich nichts davon. Ruedi Brassel war so freundlich und schickte mir eines seiner letzten Exemplare.

Auf dem türkisblauen Cover ist ein Gemälde von Karl Ballmer „Kopf in Rot“, abgebildet (1925. Aarg. Kunsthau, Aarau). Auch der Schriftzug „Willi Kobe. Pazifist, Sozialist und Pfarrer“ ist in roter Farbe gedruckt, vermutlich eine Anspielung auf die rote Gesinnung des Pfarrers. Nur der Untertitel „Eine Lebensgeschichte der Friedensbewegung“ ist schwarz. Im Vorwort „Streiter für den Frieden“ gibt Alfred A. Häsler dem engagierten Pfarrer einen Platz im Reigen vorbildlicher Menschen wie Pestalozzi, Jeremias Gotthelf, Leonhard Ragaz, Martin Niemöller und Berta von Suttner. Das Buch umfasst, nebst Anhang und Bildteil, rund 200 Seiten, aufgeteilt in zehn Kapitel. Die fünf ersten sowie die fünf letzten dokumentieren Kobes Tätigkeit als Gemeindepfarrer sowie seine politische Arbeit. Nur das mittlere Kapitel ist seiner Familie und seiner Frau gewidmet, mit dem Titel: „Sie sollte ganz Mutter sein, dann war ich frei als Pfarrer.“

Entstehungsgeschichte des Buches

Es basiert auf einer unveröffentlichten Autobiographie, die Willi Kobe mit 75 Jahren, nachdem seine Frau gestorben war, für seine Kinder und Enkel zu schreiben begonnen hatte. Ich wusste von diesem Werk. Als Kobe uns, nach dem Tod seiner Frau, einmal zum Tee besuchte, sprach er davon. Meine Mutter war interessiert und hätte das Typoskript gerne gelesen, aber Kobe meinte, das sei keine Literatur und diene nur privaten Zwecken. Ob es denn schwierig sei für ihn, nach dieser langjährigen Ehe nun plötzlich allein dazustehen, ob er eine Haushaltshilfe brauche? „Oh nein, ich kann Kuchen backen, abstauben und Socken stricken! Als Kind einer Proletarierfamilie bin ich ein Praktiker und kein Kopfmensch. Zudem bin ich ausgefüllt mit meiner politischen Arbeit.“

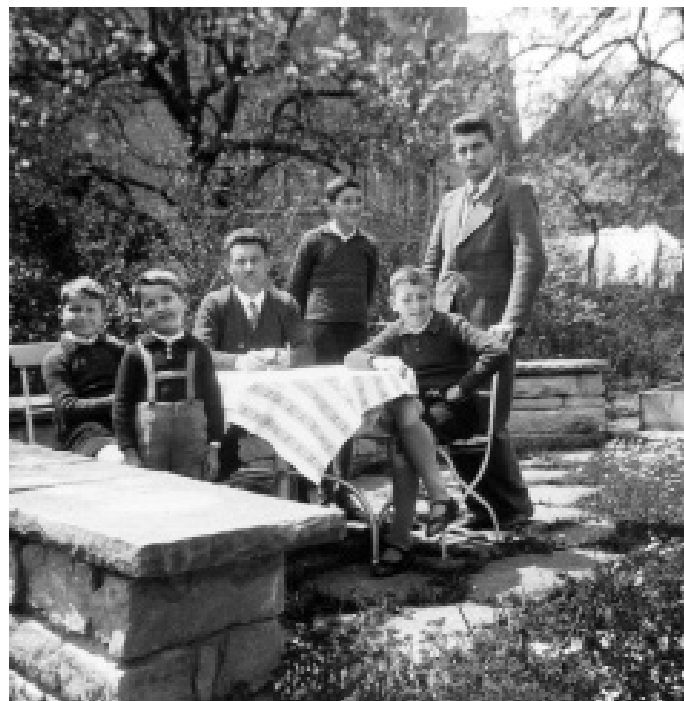
Etwa 15 Jahre später, ein Jahr vor seinem 90. Geburtstag, fragte Willi Kobe den Historiker Ruedi Brassel, ob er ihm helfen könne, seine Erinnerungen zu veröffentlichen. Sie trugen den Titel „Ein reiches Leben. Versuch einer Selbstdarstellung, für seine Kinder verfasst, von Willi Kobe-Kaegi.“ Das Typoskript umfasste 265 eng beschriebene Seiten. Der überwiegende Teil war dem Wirken in Amt und Öffentlich-

keit gewidmet. Das Privatleben kam nur am Rande vor. Für die Geschichte der Friedensbewegung in der Schweiz waren die Aufzeichnungen eine Fundgrube, die immer wieder erwähnt und zitiert wurden.

Kobes Leben

Das Buch beginnt mit einer Rede, die der 23-jährige Lernvikar Willi Kobe am 1. August 1922 in Gränichen gehalten hat. Damit stiess er recht denkende, aber anonyme Bürger vor den Kopf. Statt die tapferen und meist siegreichen Vorfahren bei Morgarten, Sempach und anderswo zu rühmen, hatte er die Einführung der AHV, den Ausbau der Fabrikgesetzgebung, die Verkürzung der Arbeitszeit, mehr Ferien, eine gerechte Bundessteuer und das Frauenstimmrecht gefordert und die jährlich 80 bis 100 Millionen Franken für die Armee als „Unfug“ bezeichnet. Die empörten Patrioten taten ihm – anonym, wie gesagt – kund: „Wir fordern Sie auf, die Kirche nie mehr zu betreten. Einen idealistischen Schwärmer brauchen wir nicht... Hetzer haben unser Gebiet schleunigst zu verlassen.“

Diese geharnischte Aufforderung hat den jungen Theologen nicht beeindruckt. Er blieb betonhart bei seinem Verständnis der biblischen Botschaft im Alten und im Neuen Testament. Die Verheissung, dass dereinst Waffen zu Pflugscharen und Spiesse zu Rebmessern umgeschmiedet würden und die Völker den Krieg nicht mehr lernten, war für Kobe der verpflichtende Auftrag als Christ und Pfarrer.



Willi Kobe mit seinen fünf Kindern 1940
Bild: Schweizerisches Sozialarchiv Sozarch_F_Fa-0003-07

In den 1968 Jahren, als die Zürcher Jugend anfang, sich politisch zu engagieren und auf die Strasse zu gehen, korrespondierte er mit der Freundin meiner Mutter, meiner Patentante Dr. Clara Cook-Vontobel. Sie hatte als Theologin das Vikariat bei ihm absolviert. Später wanderte sie nach Amerika aus und heiratete einen Kommunisten. Ich habe meine Gotte nur zweimal im Leben gesehen, aber viele Briefe mit ihr gewechselt. Sie studierte zusätzlich Wirtschaft und wurde an einer Universität in Huntington Professorin für die Fächer Theologie und Oekonomie.

Der alternde Kobe schilderte ihr die für seinen Geschmack zu „lustbetonte“ Art der Schweizer Jugend, politische Arbeit zu betreiben. Inhaltlich war er mit allem einverstanden. Aber ihn störte der neue Stil, die fastnächtliche Aufmachung. Er meinte: „Die Jungen wollen von den Alten nichts lernen! Dabei hätten sie doch von meinen Erfahrungen profitieren können.“ Resignation klang in seinen Worten an, wenn er über die Jugend sprach. Auch der Umgang mit seinen fünf Söhnen, die alle anders herausgekommen waren als er es sich gewünscht hatte, machte ihm Mühe. Sie waren eher musisch als praktisch begabt, weniger asketisch als er und nicht genügend diszipliniert. Der jüngste Sohn kam mit der Realität nicht zu Recht und schied freiwillig aus dem Leben. Die zwanzig Jahre jüngere Professorin Clara versuchte ihn mit ihren Briefen zu trösten. Sie wiederum verstand sich als Frau blendend mit ihren amerikanischen Studenten. Sie lehrte an der Universität bis zu ihrem 80. Lebensjahr.

Interessant war Kobes Beziehung zu seinem Gesinnungsgenossen Leonhard Ragaz. Als er Ende des 1. Weltkrieges mit 19 Jahren Theologie zu studieren begann, war Ragaz noch Professor für systematische und praktische Theologie an der Universität Zürich. Im Sommersemester 1919 besuchte Kobe bei ihm eine Vorlesung über Universitäts- und Studentenprobleme, aus der heraus das Buch „Pädagogische Revolution“ entstand. Willi Kobe sah darin die Gedanken von 1968 vorweggenommen.

Mit den politischen Forderungen von Ragaz und seiner Botschaft vom Reiche Gottes auf Erden war der junge Kobe einverstanden, aber persönlich fand er während seiner Studienzeit kaum näheren Anschluss an ihn. Einmal legte er ihm eine katechetische Seminararbeit vor. Ragaz tadelte, sie sei zu gedankenreich, die einzelnen Gedankenpunkte seien zu wenig anschaulich dargestellt. Aber der Kontakt zwischen den

beiden war hergestellt. Er sollte nie mehr abbrechen. Am engsten wurde die Zusammenarbeit in den dreissiger Jahren in der „Zentralstelle für Friedensarbeit“ (ZFA) im Gartenhof. „Es war schwer, an Ragaz heranzukommen, um mit ihm eine Frage zu besprechen. War man ins Gespräch mit ihm eingetreten, so hielt er einen Vortrag als seinen Gesprächsbeitrag. War es nach mehrmaligen Anläufen möglich, einen Gedanken einzuwerfen, dann nahm er ihn mühsam auf. Aber vielleicht konnte er auf mich nicht eindrücklich wirken, weil wir beide zu introvertiert waren, zu wenig uns gegenseitig öffneten.“

Aber noch etwas anderes kam in den Augen von Willi Kobe dazu: „Ich stammte ja aus einem proletarischen Milieu. Alle Probleme der Arbeiterklasse, mit denen der hochgebildete Ragaz sich auseinandersetzte, waren mir nicht neu.“

Kobe fand sich, als Sohn einer einfachen Handwerkerfamilie, zu dumm, um ans Gymnasium zu gehen. Er besuchte die Sekundarschule und absolvierte anschliessend eine Lehre als Textilkaufmann. Doch die tägliche Beschäftigung mit dem Mammon befriedigte ihn nicht. Er wollte armen Völkern helfen und in die Mission gehen. Es hiess damals, das sei nur möglich mit einem Theologiestudium. Also besuchte er mit Hilfe der Eltern ein Privatschulhaus.

Nach nur sieben Monaten „Fron im Institut Minerva“ machte er 1918, im Krisenjahr von Generalstreik und der Spanischen Grippe, die Matur. Das Theologiestudium absolvierte er im Schnellgang, um den Eltern nicht länger auf der Tasche liegen zu müssen. Die Noten waren ihm egal, Hauptsache, er bestand nach dreieinhalb Jahren das Staatsexamen und fand eine Stelle als Pfarrer.

Kobe war ein Praktiker und konnte gut planen und organisieren, während Ragaz eher der kreative, folglich oft etwas zerstreute Professor war. Kobe erzählt, wie es an einer Vorstandssitzung der Zentralstelle zugeht: „Man ist im Saal des Gartenhofes gesessen, um den Tisch herum, Ragaz voran. Er in seiner Art hatte natürlich keine Traktandenliste. Sondern er hat dann so gefragt: ‚So, was wollen wir machen? Was war denn da? Aha, und dann, ja, dann können wir vielleicht das nehmen, und so.‘ Und dann musste er immer wieder schauen, dass wir dann zur Sache gekommen sind und zu einem praktischen Schluss. Er hatte immer gute Ideen und klar gesehen, das und das ist für uns notwendig.“

1969, als Willi Kobe 70 Jahre alt war, starb Hugo Kramer, der damalige Präsident der „Neuen Wege“. Kobe, der sich nach der Spaltung der Religiös Sozialen nicht fixieren lassen wollte, unterstützte gesinnungsmässig die Linie von Hugo Kramer. Nach dessen Tod wurde er angefragt, ob er das Präsidium der „Neuen Wege“ übernehmen wolle. „Es nützte nichts, dass ich darauf hinwies, dass ich überhaupt nicht Mitglied sei, und dass meines Erachtens die Vereinigung am Aussterben sei. (...) Die Gruppe zählte damals noch etwa 60 Mitglieder. Die „Neuen Wege“ hatten 150 feste Abonnenten. Junge Menschen der „68-er Generation“ liessen sich als Mitglieder nicht mehr werben. So lautete demnach mein Präsidialauftrag: „Begleite die Gruppe auf ihrem Sterbeweg. Das war mir ja vom Beruf her nichts Neues.“

Im Rahmen dieser neuen Verpflichtung verstärkte Willi Kobe auch seine Mitarbeit an den „Neuen Wegen“. Dabei war in der Tat immer wieder vom Sterben die Rede. Es galt Abschied zu nehmen von verschiedenen Weggefährten. So erschienen aus der Feder von Willi Kobe unter anderem Nachrufe auf Hugo Kramer, auf Emil Fuchs. (...) Der schmerzhafteste Abschied in jenen Jahren war für Willi Kobe jedoch derjenige von seiner Frau Martha. Sie starb im Oktober 1971 im Ferienhaus in Feldis.

So sehr in jenen Jahren auch das Abschiednehmen Willi Kobe beschäftigte, nach aussen hin widmete er sich weiterhin dem Kampf für das Leben. Er kritisierte den schweizerischen Militarismus, die Aufrüstungsbestrebungen und die zivile Nutzung der Atomenergie. 1975 war er dabei, als das Gelände des geplanten Atomkraftwerkes von Kaiseraugst besetzt wurde.

In diesen Jahren rückte die Solidaritätsarbeit mit den „hilfsbedürftigen Ländern“ der Dritten Welt immer mehr in den Vordergrund. Kobe unternahm ausgedehnte Weltreisen und schrieb in den „Neuen Wegen“ etwa über den Widerstand gegen die Atomversuche im Pazifik. In Japan besuchte er nicht nur die Stadt Kobe, die seinen Namen trug, sondern auch Hiroshima und berichtete den Daheimgebliebenen über den blühenden Wiederaufbau dieser Stadt nach der atomaren Zerstörung durch die Amerikaner.

Aus den Aktivitäten für die Friedensbewegung zog er sich in den 70er Jahren zurück und sagte sich: „So, jetzt gehörst du zum Altenteil. Die Jungen sollen das machen. Es ist ihre Welt, es sind ihre Prinzipien. Sie

müssen sie ausbaden. Was soll ich da machen?“ Bis ins hohe Alter nahm er Teil an den Ostermärschen, immer in kurzen Hosen mit Wanderschuhen und kurz geschorenem Haar, das nie grau wurden.



Willi Kobe um ca. 1990
Bild: Schweizerisches Sozialarchiv
Sozarch_F_Fa-0001-44

Dank seines Verzichts auf Alkohol und Nikotin erfreute er sich einer stabilen Gesundheit. Mit 89 Jahren hat Willi Kobe noch einmal geheiratet, Margrit Besmer, eine Mitarbeiterin aus dem „Versöhnungsbund“. Mit ihr begann er ein neues Leben und zügelte von Oerlikon nach Heiden und packte eigenhändig seine über Tausend

Bücher in Kartonkisten. Als eine Helferin aus der Oerlikoner Gemeinde bemerkte, mit 90 Jahren sei eine Ehe doch nur noch eine geistige Verbindung, erwiderte er in seiner trockenen Art: „Nein, nein, das ist eine Ehe wie jede andere!“

Als ich Willi Kobe in seinem 95. Lebensjahr bei einer Tagung in Basel noch einmal begegnete, erschien er mir durchsichtiger und zarter als in jüngeren Jahren. Auch seine Stimme war weicher geworden. Das Wort, das er mir auf den Weg gab, hiess: „Kaufen sie die Zeit aus, die ihnen noch bleibt. Nutzen sie bewusst jede Stunde!“

Als ich im August 1994 hörte, dass er gestorben war, ging ich in Basel auf die Sternwarte und schaute in den Sternenhimmel und dachte: „Vielleicht ist seine Energie jetzt da oben, im Licht eines Sternes“, denn Willi Kobe glaubte nicht an einen persönlichen Gott, sondern an die energetische Theologie. Die religiöse Energie war für ihn der Heilige Geist, der dem Menschen das Göttliche am und im Anfang aller Dinge und auch im Heutigen bezeugt.

Verena Keller

Im Gedenken an Leni Altwegg

Der Abschiedsgottesdienst für Leni Altwegg wurde am 19. Dezember 2019 von Pfarrerin Ruth Straub in der Kirche Witikon geleitet. Sie hat uns ihr Manuskript für das Bulletin zur Verfügung gestellt.

„Wir wollen aufrichtig sein in der Liebe und in allen Stücken hinanwachsen zu ihm, der das Haupt ist, Jesus Christus.“ Epheserbrief 4, 15. Leni hat diesen ihren Konfirmationsspruch als Text für ihre Abschiedsfeier gewählt. Ich verbinde ihn mit einigen Stationen in Lenis Leben.

Zitat Leni: „Den Sinn davon habe ich damals noch nicht begriffen, aber je älter ich werde, desto besser scheint er mir zu passen. Tatsächlich kann ich meinen Weg im Glauben am besten als Wachstumsprozess bezeichnen, der aber mehr an mir geschehen ist, als dass ich ihn bestimmt hätte. Ich würde ihn am ehesten beschreiben als Weg aus der Angst vor einem strafenden Gott in die Freiheit des Vertrauens in seine Führung, die ich im Rückblick immer besser erkennen kann.“

„Wir wollen aufrichtig sein in der Liebe...“ Das Wort „Liebe“ ist Leni nicht auf der Zunge gelegen – zu kostbar war es ihr, um es leichtfertig zu gebrauchen. Aber so wie Leni gelebt hat, ist „Liebe“ immer mehr der lebendige Mittelpunkt ihres Seins geworden. In Lenis Leben wuchs die Liebe und verkörperte sich in vielen Formen ihres Sich-Einsetzens. Und im hohen Alter sagte Leni: „Was das Leben nach dem Tode anbelangt, mache ich mir keine Sorgen – ich kann nicht aus der Liebe Gottes fallen.“

Jesus war für Leni die Verkörperung von Liebe. Gewaltlosigkeit, Feindesliebe, Gerechtigkeit, Verantwortung für einander in der Welt; das machte ihn für Leni zum überzeugendsten Repräsentanten des Göttlichen.

Leni besuchte in jungen Jahren die Handelsschule. Nach deren Abschluss arbeitete sie als Arztgehilfin in zwei Arztpraxen und im Spital. Es zeigt sich, dass ihr vor allem der Umgang mit Menschen Freude macht. Sie spürt aber auch, dass der Hunger nach einem weiteren Horizont, nach Erkennen tieferer Zusammenhänge in ihr stärker wird. Neben der Arbeit holt sie im Abendgymnasium mit 32 Jahren die Matura nach.

Zum eigenen Erstaunen entschliesst sie sich, Theologie zu studieren - dabei denkt sie zunächst gar nicht an das Ausüben des Pfarrberufs.

Leni sagt: „Ich wollte gerne mit Menschen zu tun haben. Im Laufe des Studiums realisierte ich, dass der Pfarrberuf mir doch entsprechen könnte. Die volle Auslastung war ganz in meinem Sinn, ebenso die Vielfältigkeit der pfarramtlichen Aufgaben. Gebraucht werden kam meinen Neigungen sehr entgegen.“

Mit 40 Jahren wird Leni ordiniert - als eine der ersten Frauen in der Schweiz. In einem Interview sagt sie: „Ich bin stolz eine Frau zu sein. Wir sind nicht einfach bessere Wesen. Aber für vieles wären wir schon geeigneter als Männer: für das Bewahren und Erhalten des Lebens, für das Kämpfen für etwas, für Andere.“

Schlieren, am Rand von Zürich, wird Lenis erste Pfarrstelle. Die alte Mutter und Bruder Gerhard ziehen mit ein in die Pfarrwohnung. Leni: „Ich suchte den hohen Erwartungen zu genügen, indem ich Tag und Nacht arbeitete. Zum Glück hielt meine Konstitution aus.“ Leni hat bis ins Alter geistig viel gearbeitet. In der Schlieremer Zeit beginnt Lenis Freundschaft mit der Benediktinerin im Kloster Fahr. Silja Walter habe ihr Türen aufgetan, unter anderem zur Rolle der Erotik im Glauben:

Tanze mein Liebling schön bist du
Wirf mir das All deinen Ball jetzt zu
Tanz durch die leeren Gewölbe
Tanzen und Sein ist dasselbe

Tanze mein Liebling die Zeit ist aus
Tanz durch ihr leeres verschwundenes Haus
Du und dein Ball sind geblieben
Tanzen heisst leben und lieben

Tanze mein Liebling mein Herz ist allein
Wirf mir nun Welten und Menschheit hinein
Wirf sie auch wenn sie vergehen
Tanzen heisst auferstehen

Silja Walter

Walters poetische Sprache ist so ganz anders als Lenis eigener Ausdruck für die Alltagsrealität, die ihr begegnet. Aber eine innere Verwandtschaft verbindet diese zwei Frauen: ich glaube, es ist die lebendige Leidenschaft ihrer Gottessuche auf zwei ganz verschiedenen Wegen. Es ist eine sehr persönliche Beziehung,

eine sich ergänzende Frauenliebe die über vierzig Jahre dauert. Das Wort „hinanwachsen“ aus dem Konfirmandinnenspruch ist hier ein „auf-einander-Zugehen, Sich Ergänzen“ über Gegensätze hinweg.

In Schlieren lerne ich als junge Theologiestudentin Leni kennen bei einem Abend in ihrer Pfarrwohnung, in die sie zu einem Predigt-Vorgespräch einlädt. Etwa zehn Leute sind da. Sie tauschen ihre Gedanken aus zum Predigttext vom nächsten Sonntag. Leni nimmt alles aufmerksam auf.

Und im Gottesdienst am Sonntag finden wir unsere Beiträge einbezogen. Ich bin begeistert von dieser Pfarrerin, die so offen ist für Anregung, für Lebendiges, das ihr aus der Begegnung mit Menschen entgegenkommt. Später begegnet mir dieses Einbeziehen der Gemeinde bei Ernesto Car-

denal, bei Oscar Romero, bei Ancízar Cadavid in Kolumbien. Davon ermutigt praktiziere ich es in meinen Gottesdiensten in der Epilepsieklinik. Auch sogenannte geistig behinderte Menschen sind dort dabei: wunderbar, was sie in ihren spontan geäusserten Voten an Vielfalt und Tiefe zum Gottesdienst beitragen! – Lenis Mut zu Neuem lässt Fruchtbare wachsen, Gemeinschaft im Gottesdienst entstehen.

Nach zehn Jahren Schlieren wird Adliswil ihre zweite Pfarrstelle. Mit Menschen aus Adliswil war Leni bis zuletzt im Kontakt. Leni bringt – auch durch ihre Berufstätigkeit vor dem Studium – Lebenserfahrung in ihr Wirken als Pfarrerin in die Predigten, in ihre Seelsorge. Keine theologischen Formeln – authentischer Bezug zum Leben mit seinen Freuden und seinen Nöten. Zusammengefasst lautet ihre Botschaft: „Ich glaube an den Gott, der die Menschen liebt und will, dass es ihnen gut geht. Die Botschaft heisst doch einfach: du darfst sein wie du bist. Ich muss Gott nicht mehr orten – ich kann voll auf ihn vertrauen.“



Die Theologin Leni Altwegg in der Kirche Schlieren, 1966
Bild: Schweizerisches Sozialarchiv
Sozarch_F-Fb-0020-32

Für Leni wurden die Schriften von Kurt Marti, dem Berner Dichterpfarrer wichtig. Seine kritische, politische, poetische Theologie kommt Lenis zunehmend politischen Interesse und Engagement entgegen. Leni und Kurt Marti schreiben einander Briefe bis ins hohe Alter. Noch kurz vor Lenis Tod haben wir im Lesegruppi Gedichte von Kurt Marti gelesen.

Lenis Verständnis und Verkörpern von „Liebe“ wächst, indem Liebe immer stärker auch „Gerechtigkeit“ umfasst. Sie führt zu politischer Stellungnahme und zu politischem Engagement. Schon früh realisierte Leni: „Der religiöse Sozialismus war mir auf den Leib geschrieben.“ Im Kreis der von Leonhard Ragaz geprägten religiösen Sozialistinnen und Sozialisten findet Leni viele Freundinnen und Freunde. Diese Freundschaften begleiten sie bis zuletzt. Und bis zuletzt feiert Leni auch unsere politischen Abendgottesdienste in Zürich mit.

Im Rahmen einer kirchlichen Konferenz reist Leni nach Südafrika und „bleibt dort hängen“, wie sie selbst sagt. Die total rassistische Regierung, das krasse Unrecht an der schwarzen Bevölkerung rufen Lenis Gerechtigkeitsgefühl sofort auf den Plan. Ab jetzt schlägt ihr Herz für Südafrika. Sie begegnet der christlich geprägten Anti-Apartheid-Bewegung und schliesst sich ihr an. Mit der internationalen Gruppe der Apartheid-Gegner benennt sie Unrecht, begehrt auf, rebelliert, arbeitet, publiziert das Erlebte. Getrieben wird sie von ihrem heiligen Zorn gegen die Grundungerechtigkeit und Gewalt. Auch die Mitschuld der Schweiz an der Apartheid erschüttert Leni.

Menschen wie Nelson Mandela, Beyers Naudé, Allan Boesak prägen starke Spuren in Lenis Denken und Handeln. Wiederholt wohnt der Generalsekretär des christlichen Instituts in Südafrika, Beyers Naudé mit seiner Frau bei Leni zuhause bei seinen Aufenthalten in der Schweiz.

Mandela sagte einmal: „It always seems impossible until it's done.“ Tatsächlich ereignen sich in dieser Zeit unglaubliche Umstürze, Veränderungen, auf die man kaum zu hoffen wagte. Es kommt zu einer neuen paritätisch gebildeten Regierung, präsiert von Mandela. Eiserne Tore fallen, schwarze Menschen bekommen eine Stimme und erhalten demokratische Rechte. Statt Vergeltung für jahrelang begangenes Unrecht schreibt Mandela „Versöhnung“ auf seine Fahne. Durch Mandela und Bischof Tutu kommt es zur Bildung der „Wahrheits- und Versöhnungskom-

mission“. Jede / jeder erhielt das Recht, seine Klage oder Beichte vor der unabhängigen Kommission vorzubringen. Opfer sollten entschädigt werden. All das sollte vor aller Augen und Ohren geschehen.

Leni schreibt: „Damit Versöhnung zustande kommt, genügt es nicht, dass der Geschädigte dem Verursacher vergibt. Es muss sich bei beiden etwas verändern – vom Zorn zum Verständnis, vom Schuldgefühl zum Vertrauen ins Opfer zum Beispiel.“ Alles ist in Bewegung, steuert in eine positive Richtung. Für Leni wird ein Stück Reich Gottes Wirklichkeit. Das befreit nicht nur die unterdrückte schwarze Bevölkerung in Südafrika. Es befreit, begeistert, ermutigt alle, die sich für Gerechtigkeit einsetzen. Auch Leni und ihre Freundinnen und Freunde. Dieses Geschehen ist wohl die tiefste Erfahrung in Lenis Leben: ihre Mitte.

An dieser Stelle kommt mir ein Aufruf in den Sinn, der im Alten Testament immer wieder vorkommt: „Hineni!“ Hier bin ich! Aus dem brennenden Dornbusch hört Mose Gottesstimme und antwortet „Hineni!“ Der von Gott angesprochene Mensch hört und antwortet mit seinem ganzen Sein, sagt „Ja!“ Mit diesem „Hier bin ich“ hat Leni auf die menschenverachtende Situation in Südafrika geantwortet und antwortet damit im Laufe ihres Lebens immer wieder.

Lenis Herz schlug hoch, als sie bei einer Audienz in Zürich Nelson Mandela aus der Nähe begegnet. – Als Allan Boesak, ein farbiger südafrikanischer Theologe an einer Tagung durch den Mittelgang schritt, in dem Leni sass, berichtet sie: „Ich stand selbstvergessen auf, nahm ihn in die Arme und fuhr ihm durch sein Kraushaar. Dabei wurde mir bewusst, dass Kraushaar nicht rau sein muss, sondern auch seidig weich sein kann.“ Auch diese Seite gehörte zu Leni.

Kehren wir von Lenis Südafrikazeit zurück zu ihrem weiteren Leben in der Schweiz. Eindrücklich ihre Schilderung einer Schul-Religionsunterricht-Stunde: „Angeregt durch die Wirkung der Wahrheits- und

Versöhnungskommission, „passierte“ mir einmal „Wahrheit“. In einer Sekundarschul-Klasse wurde ein Junge so sehr gemobbt, dass er auch anfang im Unterricht zu stören. Da sagte ich einmal sehr energisch: jetzt will ich einfach wissen, was ihr gegen ihn habt. – Du und Du und Du – heraus damit! Nach einigem Zögern fingen sie an, Klagen vorzubringen, die wir dann gemeinsam „behandelten“. Und siehe da, es wirkte! Das Mobbing hörte auf: Frieden, Versöhnung geht nicht ohne Wahrheit.“

Auch im Alter ist Leni nach wie vor im Bild über das Weltgeschehen. Sie liest und weiss viel. Auch macht sie sich viele Gedanken über Leben und Sterben. Sie bewahrt sich ihre geistige Beweglichkeit, nimmt an Diskussionen, Tagungen teil, gibt Interviews. Viele geniessen es, sie zu besuchen, mit ihr etwas zu teilen. Eine Freude ist es auch, Lenis Humor zu erleben. Sie kann im Alter vor allem über sich selbst lachen. Ich habe selten so viel gelacht wie an den Abenden mit Leni im Lesegruppi.

In einem Brief aus ihrem letzten Tag sagte Leni zu mir: „Es ist gar nicht so lange her, da war der Satz: „alles ist Gnade“ für mich der perfekte Ausdruck von Duckmäusertum. Und dann plötzlich kam es aus der eigenen Tiefe und hat immer mehr Platz in mir ausgefüllt. Nicht dass ich eigentlich wüsste wessen Gnade. Aber ich bin auch überzeugt, das gar nicht wissen zu müssen. Und ich bin überzeugt davon, dass der Satz eben „richtig“ ist. Das heisst wahr.“

Am Ende ihres Lebens kann Leni sagen: „Ich habe gelebt – und es war gut.“

Leni hinterlässt Spuren in unser aller Leben. Spuren von Lebendigkeit, von Leidenschaft für Wahrheit und Gerechtigkeit, von Mut, vom aufrechten Gang, eben von Liebe, wie sie sie verkörpert hat. Auf den Ruf von Jesus „Folget mir nach“ hat Leni mit ihrem Sein geantwortet „Hineni!“ Hier bin ich!

Ruth Straub

Lesen

Ein Garten Eden inmitten der Hölle

Alice Herz-Sommer lebte von 1903 bis 2014. Sie hat ein Jahrhundert voller Umbrüche und Grausamkeiten durchlebt und sich die Liebe zu den Menschen bewahrt. Die Geschichte ihres Lebens han-

delt vom Kampf einer Mutter um ihr einziges Kind, von der geistigen Kraft und der Musik. Kultur und Barbarei haben die Pianistin geprägt. «Als meiner damals zweiundsiebzigjährigen Mutter 1942 der Deportationsbefehl zugestellt worden war und ich mich an der Sammelstelle von ihr verabschiedet hatte, für immer, rannte ich ziellos und wie von

Sinnen durch die Strassen Prags. Wie war es möglich, eine alte Frau aus ihrer Lebenswelt zu reissen und mit nichts als ihrem Rucksack bepackt ins Ungewisse zu schicken? Bis heute erinnere ich mich genau, wie ich in tiefster Verzweiflung plötzlich eine innere Stimme hörte: «Übe die 24 Etüden von Chopin, das wird dich retten.» Seit ihrer Kindheit war die Musik die eigentliche Heimat von Alice.

Ein Buch, das zu Herzen geht, dessen Inhalt eine Jahrhundertgeschichte ist. Im Lager Theresienstadt hatte Alice bald eine privilegierte Stellung und wurde von körperlicher Arbeit befreit. Sie galt als Mitarbeiterin der «Freizeitgestaltung». Ihre Gedanken jedoch waren ganz darauf ausgerichtet, ihren kleinen Buben zu behüten, ihm Wärme zu geben und Leid von ihm fernzuhalten. Alice erlebte wie ihr geliebter Mann in einem Transport weggebracht wurde, erlebte das erschütternde Kommen und Gehen von Menschenströ-

men und stand für eine Schöpfkelle Suppe mit dem Blechnapf an.

Das Unglaubliche ist, wie Konzerte die Zuhörerschaft berührten. Unbekannte Menschen umarmten Alice aus Dankbarkeit für die wunderbare Musik, die aus einer anderen Welt kam. Konzerte, Kinderoper, Vorträge und andere Aktivitäten fanden statt, wenn Delegationen vom internationalen Roten Kreuz zu Besuch kamen. Der Buchtext enthält unvergleichliche Konzertbeschreibungen. Es lebten bekannte Kunstschaaffende im Lager, ja Menschen, die in der Hochkultur zu Hause waren. Sie schufen momentweise, inmitten der Hölle, das Paradies. – Für Alice bedeutete Theresienstadt eine Lebens epoche. Im Buch erfahren wir mehr über ihre Kindheit in Prag, über die Nachkriegszeit im östliche Europa und ihren Weg über Israel nach London. Alice Herz-Sommer hat das Buchprojekt selber mit einem bewundernswerten Gedächtnis und einmaligem Humor bis kurz vor ihrem Tod unermüdlich begleitet.

*Alice Herz-Sommer, Melissa Müller/
Reinhard Piechocki, Knaur Verlag, 400 S.
Fr. 17.90*

Empfohlen von Elisabeth Bardill

Jahresversammlungen

Samstag 13. Juni 2020

im RomeroHaus Kreuzbuchstrasse. 44 in Luzern
Wegen Corona unsicher

9.00 - 9.25 Uhr	Kaffee
9.30 -10.30 Uhr	Jahresversammlung Theologische Bewegung für Solidari- tät und Befreiung (TheBe)
10.45 - 12.15 Uhr	Jahresversammlung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
12.20 - 13.20Uhr	Mittagessen
13.30 bis 14.30 Uhr	Jahresversammlung RESOS 1. Begrüssung 2. Protokoll der letzten Jahresversammlung 3. Jahresbericht 2019 4. Jahresrechnung 2019 und Revision 5. Jahresbudget 2020 6. Wahlen 7. Anträge 8. Verschiedenes
14.45 – 16.45 Uhr	Vorstellen des Instituts für Theologie und Politik (ITP) in Münster (Westfalen)

